

Nikos Nissiotis 1925–1986

VON LUKAS VISCHER

„... die Zeit für einen dynamischen Dialog zwischen den Kirchen in Ost und West ist gekommen. Ich meine mit diesem Ausdruck nicht die bloße Übernahme fehlender Elemente auf beiden Seiten, auch nicht eine unreflektierte, oberflächliche, sentimentale Mischung geistlicher und theologischer Traditionen . . . Dynamischer Konsensus erfordert vielmehr eine neue Art der Begegnung im Dienst der Wahrheit. Die Herausforderung, die östliche und westliche Christenheit aneinander richten, muß angenommen werden als eine Herausforderung, die gewissermaßen aus der eigenen Tradition heraus an uns gerichtet wird“ (Reformatio 9/1980, 493 f.).

So schrieb Nikos Nissiotis in einem Artikel, den er seinem verehrten Meister W. A. Visser't Hooft zum 80. Geburtstag widmete. Er beschrieb damit zugleich die Aufgabe, der sein ganzes Leben galt. Er war ein außergewöhnlicher *Interpret der östlichen Tradition*. Er hat im Laufe der Jahre Unzähligen den Zugang zur Spiritualität und Theologie der orthodoxen Kirche eröffnet.

Ich denke an meine erste Begegnung mit ihm. Sie reicht in die gemeinsame Studienzeit zurück. Nikos Nissiotis war in die Schweiz gekommen, um in Zürich bei Emil Brunner und in Basel bei Karl Barth zu studieren. Er arbeitete an einer Dissertation über den Existentialismus, die er an seiner Heimatuniversität Athen einreichen wollte. Wir Studenten wußten nicht viel über die Orthodoxie; was uns beigebracht worden war, gab uns kein günstiges Urteil über die Relevanz der orthodoxen Theologie für die heutige Zeit. Gespräche mit Nikos belehrten uns aber bald eines Besseren. Da war ein junger Theologe, der sich ohne Zögern auf jede Auseinandersetzung einließ und dazu mit einem theologischen Eros argumentierte, der etwas Beflügelndes hatte. Selbst wenn seine Formulierungen den Uneingeweihten gelegentlich ein wenig dunkel vorkamen, mißlang es ihm doch nie, die Herzen zu gewinnen.

Und so war es auch später, als er in den Dienst des Ökumenischen Rates der Kirchen trat. Er hat im Laufe der Jahre zahlreiche Funktionen ausgeübt und vielfältige Aufgaben erfüllt. Er war zuerst Mitarbeiter, dann Direktor des Ökumenischen Instituts in Bossey, er war Berater des Generalsekretärs und des ganzen Stabes, er war Beobachter für den ÖRK beim Zweiten Vatikanischen Konzil, er war Mitglied der Gemeinsamen Arbeitsgruppe zwischen dem ÖRK und der römisch-katholischen Kirche. Auch nachdem er Anfang der siebziger Jahre eine volle Professur in Athen übernommen hatte, blieb er dem ÖRK treu. Er war Mitglied des Zentralausschusses und von 1975–1983 Vorsitzender der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung. Mehr als

alles andere lag ihm aber der Kurs „Einführung in die Orthodoxie“ am Herzen, der jedes Jahr um die Osterzeit im Ökumenischen Institut Bossey stattfindet. Er hielt darauf, regelmäßig dabeisein zu können.

In allen diesen Funktionen und Aufgaben ging es ihm um dasselbe: ernst zu machen mit der Einsicht, daß „die verschiedenen Betonungen in Ost und West letztlich einer Tradition angehören“ (Reformatio, 494); oder noch anders gesagt: daß einzig durch eine echte Begegnung zwischen Ost und West die eine Tradition sichtbar werden kann.

Nikos Nissiotis kannte die Spiritualität und Theologie der evangelischen Kirchen so gut, daß er in der Lage war, sie als Herausforderung an die eigene Kirche zu begreifen. Er machte sich gerne zum Sprecher reformatorischer Einsichten und warb um Verständnis für die Botschaft der Reformatoren. Seine Zuneigung zu den evangelischen Kirchen war so auffällig, daß ein römisch-katholischer Kommentator seine Repräsentativität in Frage stellte. Er sei offensichtlich, so schrieb er, „mit dem Wasser des Genfer Sees nachgetauft worden“. Kaum etwas hätte falscher sein können als dieser Verdacht. Er war in Wirklichkeit zutiefst in seiner eigenen Kirche verankert. Und gerade weil er mit so viel Gespür Affinitäten und Übereinstimmungen mit evangelischen Theologen zu entdecken wußte, hatte er auch die Freiheit zu oft harter Kritik. Er konnte mit Nachdruck darauf hinweisen, was den evangelischen Kirchen in seinen Augen fehle: „Ihr habt den Willen zur Reform so weit getrieben, daß Ihr die Bedeutung der Tradition der Kirche durch die Jahrhunderte nicht mehr zu sehen vermögt. Ihr wiegt euch in der Illusion, daß die Kirche von jeder Generation gewissermaßen neu erfunden werden könne. Ihr seid blind dafür, daß die Kirche in erster Linie eine vom Geist geschaffene und gegebene Gemeinschaft ist. Ihr seht in der Kirche zu Unrecht immer zuerst die Institution, durch die das Ursprüngliche und Echte erstickt wird. Ihr habt das Wort und die Verkündigung so ausschließlich in den Mittelpunkt gestellt, daß Ihr den Sinn für den Gottesdienst als Feier verloren habt.“

Ein Theologe, der so tief in seiner eigenen Tradition verwurzelt war, daß er für andere Traditionen offen sein konnte; und der, weil er so offen war, sich nicht scheuen mußte, anderen Traditionen mit kritischen Fragen zu begegnen!

Das Thema, auf das er in seinen theologischen Arbeiten immer wieder zurückkam, war die *Lehre vom Heiligen Geist*. Er war zutiefst überzeugt, daß das Zeugnis der Heiligen Schrift über das Wirken des Heiligen Geistes sowohl in seiner eigenen Tradition als vor allem in den westlichen Traditionen nicht ausreichend verstanden und entfaltet worden sei.

Gewiß, Gott hat sich in Christus offenbart. Nichts kann diesem Geschehen hinzugefügt werden. Und doch ist mit der Ausgießung des Heiligen Geistes an Pfingsten eine neue Zeit angebrochen. Der Geist hat die Kirche ins Leben gerufen. Er führt sie in alle Wahrheit. Das Evangelium Jesu Christi in seiner tiefen Bedeutung, seinen Implikationen und Konsequenzen für heute kann nur durch das Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche erkannt werden. Auf dem Hintergrund dieser Perspektive konnte Nissiotis einmal den gewagten Satz formulieren: „Jesus Christus ist der Vorläufer des Heiligen Geistes.“

Die Kirche ist darum konsequent als ein Geschöpf des Heiligen Geistes zu verstehen. Sie *ist* geschaffen und *wird* ständig von neuem geschaffen. Sie lebt und blüht, indem sie sich ihrem Schöpfer zuwendet. Nissiotis sprach gerne von der „epikletischen“ Existenz der Kirche.

Von daher warnte er sowohl vor der Selbstüber- als auch der Selbstunterschätzung der Kirche. Er sah ein Stück Selbstüberschätzung in der römisch-katholischen Theologie. Die Rolle des Heiligen Geistes als Schöpfer der Kirche wird nicht genügend ernst genommen. Die Kirche selbst ist in gewissem Sinne die Verwalterin der Tradition. Er hat diese Überlegungen immer wieder – vor allem als Beobachter am Zweiten Vatikanischen Konzil – geltend gemacht; seine Interventionen haben mit dazu beigetragen, daß der Rolle des Geistes in den Texten des Konzils mehr Raum gegeben wurde.

Er sah umgekehrt ein Stück Selbstunterschätzung der Kirche in der evangelischen Theologie. Die Treue Gottes, „durch den ihr berufen seid zur Gemeinschaft mit Jesus Christus, unserem Herrn“, wird, so sagte er immer wieder, durch die ständige Infragestellung der Kirche verleugnet und mißachtet.

Die Betonung des Heiligen Geistes war aber vor allem wichtig für sein Verständnis der ökumenischen Bewegung. Er sah darin eine Bewegung, die vom Heiligen Geist selbst ausgelöst worden war. Er hatte die Kirchen in ihrer Trennung angerührt und auf einen neuen Weg geführt. Er hatte die Gemeinschaft geschaffen, die sie über die noch bestehenden Grenzen bereits verbindet.

Als die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung in Bangalore zusammenkam (1978), überraschte er die Teilnehmer mit der Behauptung, daß die Gemeinschaft in der Anrufung des Geistes bereits jetzt und hier Wirklichkeit sei. „Eine Versammlung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung ist einem Pfingstereignis näher als einer repräsentativen Konferenz; sie stellt eher eine kerygmatische, liturgische und eschatologische Versammlung dar als eine Forschergruppe.“

Eine kühne Behauptung, die vermutlich über das Selbstverständnis zahlreicher Teilnehmer hinwegging. Aber lebt die ökumenische Bewegung nicht

davon, daß sie die Verheißung des Geistes nicht nur für eine unbestimmt ferne Zukunft, sondern für das Heute in Anspruch nimmt?

Nikos Nissiotis war auch in seiner *Spiritualität* zutiefst von der Tradition seiner Kirche geprägt. Sie war ihm von frühester Kindheit an mitgegeben worden. Er stammte aus einem kirchlichen Haus. Sein Vater war Priester in Athen. Viele erinnern sich seines Wirkens. Schon ihm wurden gelegentlich „protestantisierende Neigungen“ vorgeworfen, setzte er sich doch für die Verbreitung der Bibel und für die Einführung von Sonntagsschulen ein. Nikos hing an seinem Vater mit großer Verehrung, und sein Vorbild blieb für ihn zeit seines Lebens maßgebend.

Was ihm die liturgische Frömmigkeit seiner Kirche bedeutete, wurde mir besonders deutlich, als er uns vor Jahren einmal besuchte. Ich war damals Pfarrer in einer evangelischen Gemeinde in der Schweiz. Er verbrachte den Karfreitag mit uns. Die prosaische Art, in der der Tag bei uns begangen wurde, war ihm offensichtlich fremd. Er fastete, und wir fasteten aus Solidarität mit ihm. Der Unterschied, der uns trennte, führte zu einem langen Gespräch über den Weg, der vom Karfreitag in die Freude von Ostern hineinführt. Ich sehe seine leuchtenden Augen noch heute vor mir.

Diese tief verwurzelte Frömmigkeit hinderte ihn aber keineswegs, in größter Weltoffenheit zu leben. Er war ein vitaler Mensch. Er hatte Freude am Leben. Er liebte den Kontakt mit Menschen und erzählte mit Genuß von den Erlebnissen, die ihm zuteil wurden. Er war in seiner Jugend ein hervorragender Sportler; er war Trainer der nationalen Basketball-Mannschaft Griechenlands. Während der Zeit seiner Tätigkeit im Ökumenischen Institut Bossey blieb er der ungeschlagene Meister im Ping-Pong-Spiel, und es war jedermann klar, daß eine ökumenische Konferenz – sofern er anwesend war – unterbrochen werden mußte, wenn ein Fußballspiel von irgendwelcher Bedeutung am Fernsehen übertragen wurde. Ist es bei diesen Interessen verwunderlich, daß er in etwas vorgerücktem Alter zum Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees gewählt wurde? Er hat auch diese neue Aufgabe mit dem ihm eigenen leidenschaftlichen Engagement erfüllt.

Die Verbindung von Spiritualität und Weltoffenheit fand besonderen Ausdruck in seiner Fähigkeit zur Freundschaft. Er war ein empfindsamer Mensch und auf Anerkennung und Freundschaft angewiesen. Er ließ sich aber die Freundschaft auch etwas kosten. Herzlichkeit und Großzügigkeit hielten sich dabei die Waage. Wer von ihm und seiner Frau Marina in Athen empfangen worden ist, wird die Tage nicht so bald vergessen. Vor allem war aber auch in schwierigen Zeiten auf ihn zu zählen. So ist es für viele nicht nur der Theologe, sondern vor allem der treue Freund, den sie durch diesen unerwarteten Tod verloren haben.